

«Stephana Schwertner.»

Die „Stephana Schwertner“ zu einem dreibändigen Roman von über 1500 Seiten geworden ist, erzählt Enrica v. Handel-Mazzetti selber in einem Nachwort zum dritten Band und in einem Briefe, den Julius Rodenberg 1913 im Juniheft seiner „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht hat. Die ersten Gedanken keimten im Sommer 1908, noch vor den Anfängen der „Armen Margaret“. Im März 1911 begann die Arbeit in der gewohnten Weise. „Jedes Kapitel“, sagt die Dichterin, „skizziere ich zuerst in großen Umrissen, komponiere dann die wichtigsten szenischen Details in das Umrissbild hinein und übergehe zuletzt, hier vereinfachend, dort reicher ornamentierend, das Ganze nochmals sorgsam mit dem Pinsel. Sowohl ‚Jesse und Maria‘ als auch ‚Die arme Margaret‘ sind auf diese Weise entstanden; den groben Aufriß der Handlung hatte ich jedesmal zu Beginn der Publikation schon vorbereitet, aber mit der Detailarbeit an den einzelnen Kapiteln rückte ich nur monatweise vor.“ Daß diese Art des Schaffens sich nicht immer zwanglos in die Betriebsnotwendigkeiten einer Zeitschrift fügt, hatten schon die im Anschluß an „Die arme Margaret“ bei Köfchel erschienenen „Briefe über einen deutschen Roman“ bewiesen. Diesmal wurde die Schwierigkeit noch größer. Im September 1912 war der Abdruck des ersten Teiles in der „Deutschen Rundschau“ beendet; im November desselben Jahres lag der erste Band der Buchausgabe vor und kündigte den zweiten Band für das Frühjahr 1913 an. Aber bis der Inhalt dieses zweiten Bandes auch nur in der Zeitschrift veröffentlicht war, wurde es Juni, und dann dauerte es noch über ein halbes Jahr, bis das Buch kam. Ein schwerer Trauerfall in der Familie hatte die Schaffenskraft der Dichterin lange gelähmt. Auch die geschichtlichen Quellenstudien hatten mehr Zeit in Anspruch genommen als bei den vorhergehenden Romanen, und die künstlerische Ausarbeitung einzelner Kapitel hatte zwei bis drei Monate gefordert. Noch im Juni 1913 sprach die Dichterin in der „Deutschen Rundschau“ von der Möglichkeit, ihren Roman mit dem zweiten Band abzuschließen. Für die Zeitschrift hatte sie freilich von den geplanten fünf letzten Kapiteln nur zwei rechtzeitig vollendet. Die Leser mußten auf die Buchausgabe vertröstet werden. Allein auch diese brachte die Ergänzung des Bruchstückes zunächst noch nicht. Vielmehr zeigte nun der Köfelsche Verlag an, daß dem zweiten Band ein dritter folgen werde. Die ungeduldig erwartete, durch Zeitungsnachrichten immer wieder in Aussicht gestellte Vollenbung wurde zu einer Überraschung: aus den ursprünglich vorgesehenen drei Kapiteln waren fünfzehn, aus den später beabsichtigten 400 Seiten 700 geworden.

Im Juni 1914 legte die Dichterin ihre Feder nieder, im folgenden Monat kam das fertige Werk in den Handel¹.

Es ist ein „Steyrer Roman“. Wieder steigt die Stadt der „Armen Margaret“ empor. Der Zeit nach liegen die Ereignisse ein bis zwei Jahrzehnte weiter zurück. Kaiser Matthias sitzt auf dem Thron, und der Dreißigjährige Krieg hat noch nicht begonnen. Die Staatsgeschäfte führt der Neustädter Bischof Klefel. Der katholische Glaube soll als kostbares Erbgut des habsburgischen Hauses geschützt werden. Aber die zweideutige Haltung des Fürsten von Siebenbürgen und die drohende Macht der Türken zwingen den Kaiser, sich die Hilfe der Protestanten durch kirchenpolitische Zugeständnisse zu sichern. Wortgewandte Prediger aus dem Norden streiten gegen Katholiken und Kalviner. Erzherzog Ferdinand, der des kinderlosen Kaisers Nachfolger sein wird, hat in Graz seine Jesuitenuniversität. In Linz aber leuchtet die Wissenschaft Keplers. Das und noch manches andere wird zwischen den Gestalten des Buches oft wie ein weiter Hintergrund sichtbar, öfter ist es zu schwach ausgeführt, als daß es bei der Gewalt der Handlung noch als Hintergrund empfunden würde. Nicht das Habsburgerreich jener Tage erweckt der Roman zu dichterischem Leben, sondern er beschränkt sich im wesentlichen auf eine Episode aus der Geschichte einer Stadt, in der sich allerdings erschütternd das offenbart, was damals alle Länder des Kaisers am tiefsten bewegte.

Die Grundzüge der Handlung lassen sich rasch nachzeichnen. Der mächtige Stadtrichter Joachim Händel will durch eine schlaue und gewalttätige Politik Steyr protestantisch machen. Wo die Ausführung dieses Planes das Eingreifen eines bewaffneten Armes erfordert, zählt der Richter auf die Tapferkeit und Treue seines Sohnes Heinrich, der die städtischen Schützen führt. Gegen Händel kämpfen für die Erhaltung des katholischen Glaubens der Mönch Albert mit flammendem Wort und die jungfräuliche Wirtstochter Stephana durch unerschrockenes Festhalten an den überkommenen religiösen Bräuchen. Als Stephana gegen das strenge Gebot des Richters beim Herannahen der Pest eine Wallfahrt veranstalten hilft, wird sie an den Pranger gestellt. Heinrich, der die Vollziehung der furchtbaren Strafe überwachen muß, fühlt beim Anblick der schmerzverklärten Schönheit des frommen Mädchens, wie sich sein Mitleid in glühende Liebe verwandelt. Sein unverdorbenes Herz ahnt von Woche zu Woche klarer den blinden Haß des Richters und den unvergleichlichen Wert Stephanas. Infolgedessen klappt zwischen Vater und Sohn bald der schrecklichste Gegensatz. Aber auch Stephana widersteht dem Werben Heinrichs unerbittlich, denn sie hat beschlossen, in jungfräulicher Liebe ganz dem Heiland zu gehören. Um Heinrich von ihr loszureißen, verdächtigt der Richter ihre Beziehungen zu Albert, bei dem sie in später Stunde gesehen worden ist. Der Schein spricht so stark gegen sie, daß der verschmähte Liebhaber die falsche Anklage glaubt und das Mädchen erdolcht. Nun muß der

¹ Stephana Schwertner. Ein Steyrer Roman von E. von Handel-Mazzetti. Erster Teil: Unter dem Richter von Steyr. Zweiter Teil: Das Geheimnis des Königs. Dritter Teil: Jungfrau und Martyrin. 1.—11. Tausend. Kl. 8° (468 366 704) Rempten 1912 u. 1914, Köfel. M 4.—, 3.50, 5.—; geb. 5.—, 4.50, 6.—

Richter, der die Wirtstochter nicht in seine Familie aufnehmen wollte, den eigenen Sohn als Mörder zum Tode verurteilen. Zugleich aber bricht der Stolz des Gesetzgebers zusammen, der durch seine Verordnungen die Pest überwunden zu haben meinte. Denn Albert beweist, daß Stephana nicht nur unschuldig ist, sondern daß sie mit ihm an jenem Abend durch heimliche Pflege eines fremden Pestkranken, der in die Stadt wollte, Steyr vor der Seuche gerettet hat. Als Heinrich erfährt, wie lilienrein und heldenhaft die Leure war, die er gemordet hat, da verlangt er vor dem sühnenden Tode jenes wunderbare Sakrament, das seiner Stephana alles gewesen ist. Er wird unter Alberts Beistand katholisch — und nun vermag der Richter die Kirche nicht mehr zu verfolgen, in deren Armen sein Liebstes gestorben ist: die protestantische Übermacht ist in Steyr vernichtet.

Triumphierende Siegerin in diesem Streit ist die katholische Kirche. Sie gibt ihren armen und verfolgten Kindern die Kraft zu heldenhaftem Opfermut. Ihre Waffen sind Wahrheit und Liebe. Von ihren grimmigsten Feinden wird der edelste ihr Befenner, der mächtigste ihr widerwilliger Bewunderer. Das stolze Werk des Hasses bricht unter seiner eigenen Last zusammen, die demüthige Tat der Liebe strahlt in unsichtlicher Verklärung.

Bei der künstlerischen Ausführung dieses Planes mußte natürlich darauf Bedacht genommen werden, daß nicht auf die katholische Seite alles Licht, auf die andere alles Dunkel falle. Von vornherein hat die Dichterin ihre Stellung ganz so gewählt, wie die offenkundigen Tatsachen der Geschichte es fordern. Die protestantische Lehre hat ja mehr als eine der Hemmungen gelöst, mit denen die alte Kirche zu verhindern suchte, daß sich der Mensch zum Schaden seiner ewigen Bestimmung an die Welt verlore. Es konnte nicht ausbleiben, daß lebensfreudige Naturen sich die größere Bewegungsfreiheit des neuen Glaubens zunutze machten und daher bald an äußerer Kultur die Katholiken übertrafen. Dann aber mußte sich naturgemäß als weitere Wirkung von Besitz und Wissenschaft der Wille zur Macht einstellen, und dieser Wille konnte vom Verhängnis aller Leidenschaften — der Anwendung verwerflicher Mittel — nicht dauernd frei bleiben.

Es ist also geschichtlich berechtigt, daß der Protestant Händel als geldmächtiger und familienstolzer Gewaltherr erscheint, der mehr auf die Förderung weltlicher Kultur als auf religiöse Werte gestimmt ist und dessen Herrschaftsgelüste nicht immer lautere Wege wählen. Um die städtische Wohlfahrt macht er sich unleugbar verdient, aber er weiß trotz wiederholter Zusicherung unparteiischer Gerechtigkeit die Verhältnisse so geschickt auszunutzen, daß seine Verordnungen zugleich althergebrachte Rechte der katholischen Kirche umstoßen. Schließlich läßt er denn auch die Maske fallen und erklärt mit rücksichtsloser Offenheit: „Aus Manneshaß wider die Schandkirche habe ich ediziert und werde ich edizieren, und sterben muß sie, ich habe es gelobt“ (I 416). Als Krone seiner Werke denkt er sich die Vereinigung aller Protestanten gegen den Papst. Er lebt vom Hass wider Rom, „so wie Luzifer vom Hass wider Gott“ (II 220). Das neue Evangelium ist ihm „der Sauerteig der Menschheit und besonders des deutschen Volkes“ (III 198), die einzige Rettung vor dem „Gewebe von Falschheit, Laster

und Schwachsinne . . . , das die verkommene Merisei seit den Tagen des Trienter Konzils dem deutschen Volk umbs Haupt wirft“ (III 199). Im Grunde sind diese Worte so falsch, wie das Versprechen unparteiischer Gerechtigkeit es war: das innerste Wesen Händels ist nicht Glaubenseifer, sondern grenzenloser Hochmut. Er ist der ungekrönte König von Steyr und möchte es von ganz Österreich sein. Wenn er ungesetzliche und unmenschliche Bluturteile fällt, dann schlägt er auf seine Brust und sagt: „Das Recht, nach dem all dies geschah, steht hier, nit in vermoderten Scharteken“ (II 188). Wenn er sich am Ziele glaubt, erklärt er in allem Ernste: „Der Himmel hat es gewollt, weil ich es wollte, und Gottes Wille war meinem gleich“ (III 7). Dieser steifnackige Größenwahn kann natürlich, sobald er sein Lebenswerk bedroht weiß und ehrliche Mittel versagen, auch vor der gräßlichsten Verleumdung nicht zurückschrecken. Und doch hat der furchtbare Mann eine so tiefe Liebe zu seiner verstorbenen Frau und zu seinem Sohne, daß sein Sturz eine kaum zu übertreffende tragische Größe gewinnt. Die Kunst, mit der dieser Charakter durch alle Wandlungen geführt wird, bis er, zermalmt und doch aufrecht, selber zerstören muß, was er mit dämonischem Troke gebaut hat, verdient höchste Bewunderung.

Fehlen somit schon im Bilde des Richters die lichten Züge nicht, so besitzt der Protestantismus in Heinrich und seiner Mutter zwei Vertreter edelster Menschlichkeit. Diese Frau, deren engelgleiche Güte in der wehmütigen Verklärung des frühen Todes durch den Roman schwebt, mußte ihr Andenken unauslöschlich in die Seelen ihres Gatten und ihres Sohnes graben. Von ihr hat Heinrich mit dem französischen Blut auch die leichte und reiche Innigkeit des französischen Herzens und die geschmeidigen Glieder geerbt. Die allzu starre und düstere Kraft des Richters erscheint im Sohne gemildert und geläutert. Heinrich ist ein Held im Schlachtgetümmel, aber auch ein Held der Wahrhaftigkeit, dem die Falschheit seines verehrten Vaters eine grausame Qual ist, und ein Held der Keuschheit, den die vermeintliche Verworfenheit Stephanas doppelt tief verwundet. Man begreift, daß sich dieser ritterliche Jüngling bei allen wichtigen Wendungen seines Schicksals vom Gefühle leiten läßt, bei der Liebe zu Stephana und ihrer Befreiung vom Pranger ebensogut wie bei ihrer Ermordung und sogar bei seinem Übertritt zu ihrem Glauben. Daß der Sterbende mit wirklicher Überzeugung das Bekenntnis seiner Mutter als irrig und das seiner Geliebten als wahr erklärt, ist theologisch notwendig und psychologisch möglich, aber das sollte klarer veranschaulicht sein.

Die Vertreter der katholischen Partei sind keineswegs makellos. Stephanas Mutter ist in ihrer Art gerade so irdisch wie Heinrichs Stiefmutter, die zweite Frau des Richters. Kloster Garsten hat seinen ausgesprungenen und beweihten Mönch und seinen würdelos furchtsamen Prior mit zahlreichem Anhang. Die Heftigkeit Alberts und des Abtes Heller im Kampfe gegen den Richter wird zwar durch die späteren Ereignisse mehr gerechtfertigt, als eine vorsichtige Erwägung anfangs hätte zugeben mögen, aber von Übertreibungen ist sie darum doch nicht freizuspochen. Das Urteil Stephanas ist mehrmals erfreulich maßvoll. „Mir ist sürgangen“, sagt sie zum Beispiel, „warumb leiden wir's dann aber, daß

uns der schlechte Mensch eine um die ander unsere Kirchen nimbt. Wenn er sagt, die Margareta kapellen ist hauffällig, so sollt man sie halt renovieren, daß er sie uns wieder zurückgeben muß. Wenn kein Geld da ist, sollt man halt sammeln“ (I 218). Leider vermißt man diese Klugheit, als Stephana zu einer Wallfahrt in eine von der Pest gefährdete Gegend auffordert. Daß sie dabei auf wunderbaren Schutz Gottes vertraut, ist ja schließlich eine begreifliche Verirrung ihres religiösen Gefühls, aber die Dichterin wäre richtiger verfahren, wenn sie das Bedenken Alberts, man dürfe Gott nicht versuchen (I 333), unerbittlich aufrecht erhalten hätte. Wie sie den Ärzten recht gibt, die wegen der Pestgefahr die Beerdigung der gekennten Katholiken fordern (II 204), so hätte sie dieselben Ärzte nicht ins Unrecht setzen sollen, als sie die Wallfahrt verurteilen (I 389). Auf alle Katholiken des Romans paßt irgendwie, was Albert dem alten Erkl sagt: „Du bist zu gut, ich bin vielleicht zu streng“ (II 304). Daß der katholische Glaube nicht bloß die Religion unüberwindlicher Liebe, sondern auch die durch und durch vernünftige Religion des Geistes ist, die Natur und Übernatur in harmonischer Einheit begreift und alles Übertriebene verabscheut, tritt nirgends glanzvoll zu Tage.

Albert ist ebenso unbeugsam wie der Richter, aber er ist es aus edleren Beweggründen. Seit er als Hirtenbublein seine Tiroler Berge verließ, um im Kloster Priester zu werden, hat er ein hartes Leben geführt und alle Selbstsucht Gott und der heiligen Sache der Kirche zum Opfer gebracht. Ein rauher und hoher Geist leuchtet majestätisch aus seinem Bärgegesicht. Der wilde Pestsoldat duckt vor ihm den Kopf wie ein Hund vor seinem Gebieter (II 324), ein Wort von ihm entwannt den rasenden Heinrich (III 603), und riesengroß wie ein Recke, dem Gottes Kraft aus hohlen Augen flammt (III 610), schmettert er als Rächer der Unschuld mit seinem Zeugnis den gewaltigen Richter zu Boden. Er ist für Stephana ein strenger Beichtvater und dem sterbenden Heinrich durchaus kein bequemer Führer zur katholischen Wahrheit; aber er meint, auf seine Sitten komme es nicht an, „sondern auf die geistliche Hülfe“ (III 688). Unermüdlich mahnen seine gewaltigen, leider zu rücksichtslosen Predigten die Katholiken zur Glaubensstreue. Zu welchem Heldenmut seine Nächstenliebe fähig ist, zeigt sich, als er, selber von den Menschen grausam verstoßen, in seiner Gefängniszelle einen Pestkranken verbirgt, um die Stadt vor der Ansteckung zu bewahren. So starke Liebe nimmt bei einem so rauhen Manne nicht wunder; kaum glaublich erscheint dagegen, daß er auf den frauenhaft zarten Gedanken verfallen konnte, Heinrichs blutbesprengte Kommunionkerze der toten Stephana in den Sarg zu legen (III 696). Das Bestreben, die Jungfrau zu verherrlichen, hat hier der Dichterin einen ähnlichen Streich gespielt wie in der Szene, wo sie Albert auf das privilegium fori verzichten läßt (I 439) — was er nach dem kanonischen Rechte gar nicht darf —, oder in der andern Szene, wo sie ihm die durchaus irrige Ansicht unterschiebt, der unbescholtene Ruf Stephanas sei mehr wert als der eines priesterlichen Mönches (III 610) — dessen Schande doch zugleich seine apostolische Wirksamkeit und seinen Orden auf das schwerste schädigen würde —, ja die Ehre Stephanas stehe „höher als alle Gesundheit von Steyr und alle

Güter der Welt!“ (III 616.) Allerdings könnten das Übertreibungen sein, die man dem Pathos des Augenblicks zugute halten müßte, was dann auch von Alberts überraschender Behauptung zu gelten hätte: „Ich bin als ein fertiger Mensch vor zehn Jahren aus dem Noviziat kommen, und mich ändert kein Weichkind“ (I 438). Jedenfalls ist diese im ganzen gelungene Gestalt nicht in allen Teilen klar ausgeführt.

Stephana hat als dreizehnjähriges Kind bei ihrer ersten heiligen Kommunion dem göttlichen Heiland gesagt: „Ich bin dein, solange ich lebe“ (I 148). Als sie größer wird, lehrt die Sorge für die zahlreich nachkommenden Geschwister sie wohl Schmerz und Würde der Mutterschaft verstehen und verehren, aber ihre Liebe zu Jesus ist so glühend, daß sie mit achtzehn Jahren aufrichtig beteuern kann: „Dös wär für mi, wia wenn i sterben müeset, wann i Jesum umb einen irdischen Mann valassen tät“ (III 470). Sie will ins Kloster gehen, sobald die Mutter ihrer Hilfe entraten kann (I 149). Einstweilen betreut sie von morgens bis abends Gaststube, Küche und Stall oder arbeitet an kirchlichen Gewändern, und ist dabei so mutig und schelmisch und so zart und schön, daß die Liebe des reichen Patriziersohns zu dieser Wirtstochter nichts Unwahrscheinliches hat. Ihre unerschrockene Frömmigkeit macht durch die werbende Kraft des Beispiels die Predigten Alberts fruchtbar. An diesem Mönche, der ihr als Beichtvater den Willen Gottes vermittelt, hängt sie mit unbegrenzter Verehrung, obwohl seine Schroffheit ihr oft bitter weh tut. Für ihren Heiland zu arbeiten und, wenn es sein muß, zu leiden, ist ihre Lust. Ihr menschliches, ja kindliches Fühlen kann sich dabei so wenig verleugnen, daß sie fast die Besinnung verliert, als sie am Branger steht und die unsfätigen Schmähungen des Böbels hört. Trotz des unwandelbaren Entschlusses, gegen alles Zureden der Mutter und des guten Erzl Jungfrau zu bleiben, schneidet ihr der Schmerz des abgewiesenen Bewerbers, dessen Lauterkeit und Edelmut sie zu Dank verpflichten, zu tief in die Seele, als daß sie die Verantwortung für ihre Weigerung zu übernehmen wagte, ohne nochmals den Rat Alberts gehört zu haben. Das alles ergibt sich folgerichtig aus ihrem Charakter. Auch noch, daß sie gelernt haben will, mit Keßern dürfe man gar nicht sprechen, und doch seitenslang mit Heinrich plaudert (III 128).

Dagegen war es psychologisch vielleicht nicht notwendig, daß sie Heinrich den eigentlichen Grund für die Zurückweisung seines Heiratsantrags verheimlichte. Sie hat es zwar mißbilligt, daß der Mönch Erzl diesem „Keßer, der von was Geistlichem gar keine Ahnung nit hat“, die Monstranz mit dem von ihr gestickten Schleier zeigte (II 280; vgl. III 111); aber anderseits hat sie demselben „Keßer“ mehrmals ohne Scheu katholische Lehren erklärt, die seinen Anschauungen schroff zuwiderliefen (II 92; III 47). Nun sieht sie (III 394 ff) seine Verzweiflung, sie hört, wie ernst er von der Religion spricht, sie weiß, daß er rein und edel ist, und doch bringt sie es nicht über sich, eine deutlichere Antwort zu geben als: „Es mag nit sein . . . ich will im ledigen Stand bleiben, ich weiß es, warumb.“ Deshalb sagt sie nicht einfach, was sie einst dem P. Erzl geantwortet hat, ihr Herz gehöre schon einem hohen Freier (III 373), sie habe beschlossen, im Kloster nur für Gott zu leben (I 149)? Heinrich hätte dann

später den schmutzigen Verdacht gegen Albert nicht so leicht geglaubt, hätte die Inschrift „Mein Geliebter ist mein, und ich bin sein“ nicht so verhängnisvoll mißverstanden (III 618) — der tragische Konflikt hätte eine ganz andere Lösung finden müssen. Nach einem harten Seelenkampf hätte der unglückliche Bewerber das Vorrecht Gottes vielleicht ebenso anerkannt, wie er es nach der Bluttat anerkennt, als Albert ihm sagt, Stephana sei „Gott verlobt“ gewesen (III 618). Und dann hätte er, genau wie es jetzt sein Plan war (III 410 ff), auf türkischen Schlachtfeldern Ruhe suchen können. Die Dichterin hat indes wohl richtig gefühlt, daß sogar bei diesem mutigen Mädchen die jungfräuliche Scheu, das innerste Heiligtum des Herzens zu erschließen, alle andern Beweggründe, wenn nicht überwiegen mußte, so doch überwiegen konnte.

Mit noch mehr Recht durfte sie annehmen, Stephana werde nicht wissen, daß weder ihr Versprechen noch Alberts Gebot, den nächtlichen Besuch im Turme geheim zu halten, unter Lebensgefahr verpflichtete, sondern daß es im Gegenteil ihre Pflicht war, statt durch die erfolglose Mahnung: „Denk an Ewer Seel, an die Sünd!“ (III 512) durch die Mitteilung des Geheimnisses Heinrich vor dem Mord und seinen furchtbaren Folgen zu bewahren. Freilich scheinen der Dichterin diese Gedanken ebenso entgangen zu sein wie ihrer Heldin. Und doch ist es klar, daß der erste und einzig stichhaltige Grund, dessentwegen Albert verlangt, daß niemand Stephanas Aufenthalt im Turm erfahren dürfe — die Gefahr der Verleumdung (I 352 f 360) —, nicht mehr besteht: ihre und des Priesters Unschuld ist bereits verdächtigt und würde nun durch die Offenbarung des Geheimnisses vor Heinrich gerechtfertigt. Heinrichs Worte (III 510) geben Aussicht, daß er ihr geglaubt hätte. Dann hätte er mit ihr das Geheimnis hüten und dadurch auch die angeblich gefährliche Aufgrabung des Pestkranken verhindern können. Dieser weitere Grund für die Geheimhaltung, der erst im dritten Band auftaucht und da zur Vorherrschaft gelangt, wird durch den Roman selber stark erschüttert. Anfangs (III 59 479) heißt es, wenn Händel die Heldentat seines Feindes erfahre, werde er sie nicht glauben, also das Grab öffnen lassen, auf den noch nicht verwesten Leichnam stoßen und so die Seuche ins Land bringen. Als aber das Grab, sobald es der gewünschte Gang des Romans erheißt, dennoch geöffnet wird, weiß die Dichterin durch einen „pestfesten“ Knecht und die Räucherpfannen des Apothekers aller Gefahr zu begegnen (III 622). Mußten die Mitwisser des Geheimnisses sich nicht von vornherein sagen, daß in jedem Fall auch Händel solche Vorsichtsmaßregeln anwenden werde? Stephanas Martyrium ist also mit einigen Unüberlegtheiten verquickt, die seinen sonst so strahlenden Glanz beeinträchtigen. Sollte sie als „Martyrin des Gehorsams“ (III 617) verherrlicht werden, so durfte dieser Gehorsam doch nur als Folge eines Gewissens erscheinen, das sich seiner wahren Pflicht nicht bewußt war.

Der Aufbau der Handlung wird durch diese Feststellungen, da Heinrichs Mordtat aus psychologisch immerhin wahrscheinlichen Voraussetzungen erwächst, noch nicht eigentlich als locker erwiesen. Bedenklich locker aber ist das Gefüge an andern Punkten. Dichterisch war es ein glücklicher Gedanke, die Pestgefahr gerade in dem Augenblicke, wo Händel sie bereits überwunden glaubt (II 334),

plötzlich in ungeahnte Nähe zu rücken. Dadurch wird die Ohnmacht des stolzen Richters gegenüber dem Walten der göttlichen Vorsehung — das in jeder wirklich tief dringenden Menschendarstellung zu Tage tritt — ergreifend veranschaulicht. Aber daß der Pestkranke gerade auf der Garstener Seite von Steyr erscheint, daß der gefangene Albert ihn bemerkt, daß Heinrich und der Fuchsgruber genau in der Minute am Turm vorbeikommen, wo Stephana ihn verläßt — das ist für eine große Dichterin schon fast zuviel Glück. Vollends unbegreiflich klingt es, daß Stephana dem Pestkranken die Wegzehrung ins Turmgemach hinaufträgt, weil Ertl nicht den Mut dazu besitzt. Der Strick, an dem schon mehrmals der Korb mit Arzneien und Nahrungsmitteln hinaufgezogen worden war, hatte sich dadurch als vollkommen sicheres Beförderungsmittel erwiesen. Den Korb hätte Stephana so schön schmücken können, wie sie wollte. Ertl hätte die Bursa mit dem Allerheiligsten hineingelegt und Albert hätte die heilige Last zu sich emporgezogen. Daß keiner der beiden Priester an diese naheliegende Möglichkeit, die strengen kirchlichen Vorschriften zu beobachten und zugleich niemand unnötiger Gefahr auszusetzen, gedacht haben soll, ist schwer zu glauben. Jedenfalls ist es bedauerlich, daß eine der schönsten und wichtigsten Szenen des Buches auf einer so zweifelhaften Voraussetzung beruht. Noch mehr. Albert ist später aus dem Gefängnis an das geistliche Gericht in Passau eingeliefert worden. Dort wird er freigesprochen, und nun soll er in ein italienisches Kloster reisen. Die Dichterin aber braucht ihn zu ihren Zwecken in Linz. Also läßt sie ihn, den Benediktiner, unterwegs bei den Linzer Kapuzinern Wohnung nehmen, um geistliche Übungen zu machen (III 373 476). Stephana ist dort an ihrem Todestag Zeuge, wie er zu Pferde nach Italien abreißt (III 480). Am selben Abend ist sie um acht Uhr wieder in Steyr (III 495), Albert dagegen reitet vor dem Morgengrauen erst durch Hall (III 548), das doch mindestens so nahe bei Linz liegt wie Steyr. Ohne diese unerklärliche Langsamkeit wäre Albert überhaupt nicht oder nicht rechtzeitig vor Gericht erschienen, und der gewünschte Abschluß des Romans wäre vereitelt worden. Noch nicht genug. Zu diesem erwünschten Abschluß gehört auch, daß Heinrich katholisch werde. Bevor er soweit gebracht ist, treffen ihn aus unmittelbarer Nähe „vier Kugeln im Körper . . . eine aber tödlich in die Stirn“ (III 660). Macht alles nichts, er stirbt nicht eher, als bis er in aller Ausführlichkeit das Glaubensbekenntnis abgelegt und die Wegzehrung empfangen hat. Das ist zuviel! Hätte der Roman den Legendenton voll angeschlagen, statt ihn nur leise mitsingen zu lassen, so könnte Heinrich durch ein Wunder Stephanas (III 665) vor dem sofortigen Tode bewahrt worden sein — jetzt aber ist dieser Ausweg künstlerisch kaum gangbar.

Um der Gerechtigkeit willen soll jedoch daran erinnert werden, daß die Handlung, wie die vorhin gegebene Analyse gezeigt hat, aus sich selber fortschreitet, d. h. daß auch ohne jeden Zufall die dort bezeichneten Wendepunkte eingetreten wären. Nicht diese Wendepunkte sind willkürlich, sondern nur ein Teil der Wege, auf denen die Dichterin sie erreicht. Gerade gegen den Schluß enthüllt sich in den wesentlichen Linien des Aufbaues, in der unerbittlichen Stoßkraft, die nach inneren Gesetzen hier zur Niederlage, dort zum Triumphe drängt, eine überlegene

Kunst. Auch die Dreiteilung des ganzen Werkes ist meisterhaft. Zuerst wird die protestantische Herrschaft über Steyr angebahnt — die Handlung steigt bis zur Prangerzene empor. Der Antrieh, den sie dort gewinnt, trägt sie durch den zweiten Band — die Auswirkung der Herrschaft Händels, deren Unzulänglichkeit die plötzlich aufragende Turmszene beweist. Von diesem zweiten Gipfel stürzt die Sache des Richters unaufhaltsam in den Abgrund, die katholische Sache aber steigt zur endlichen Höhe des Triumphes. Am Schlusse jedes Teiles entfaltet sich eine unvergeßliche Szene, und die Königin jeder dieser Szenen ist Stephana.

Die Darstellung begnügt sich nicht damit, die machtvolle Schönheit der Handlung und der Gestalten ruhig widerzuspiegeln. Die wildesten Stürme brausen durch diese Künstlerseele, und schon bei der leisesten Berührung können all ihre Saiten — oft wunderbar, oft aber auch zu schrill. Namentlich Stephana hat es der Dichterin derart angetan, daß man Mühe hat, sich bei der verwirrenden Unererschöpflichkeit des Lobes sein Recht auf eigenes Urteil zu wahren: dieses heilige Mädchen soll unglaublich zart und hold sein: „Alle Engel sind nicht so schön, noch hold, noch königlich wie sie“ (II 192). „Eine Königin hat nicht schöneren Gang als sie“ (II 268). Sie sticht nach der Natur und schreibt zierlicher als manche Dame (III 103). Aber sie wäscht auch Tag um Tag Geschirr und melkt die Kuh (II 342); trotzdem ist ihre Hand schneeweiß (I 135), so weiß, daß einer, der sie bei Nacht von ferne sieht, daran sogleich erkennt, das könne keine Mönchshand sein (I 362). Zuletzt gesteht die Dichterin ehrlich, die Hand sei „nicht weiß wie von den Müßiggängerinnen“ (III 128), sondern „von der Magdarbeit im Glendhaus rosenrot“ (III 131). Stephana kommuniziert so andächtig wie die hl. Magdalena von Pazzi (II 75), sie spricht so wunderbar begeisternd wie die Jungfrau von Orleans (I 338), ihre „Größe und Hoheit“ erheben sie „zu Agnes, Cäcilia und Magdalena“ (III 698). Der ernste Mönch Albert staunt vor ihrer Stimme wie Samuel vor der des Herrn oder wie Joseph vor der des Engels, der ihn nach Ägypten rief (I 334). Derselbe Mönch betet zum Heiland: „Halte du Wache über Steyr, Herr, an deiner Seite jener Engel“ — nämlich Stephana (III 91)! Als der todfranke Abt im Glaubensbekenntnis die Worte unam sanctam catholicam hört, läßt auch er sanctam und stirbt (I 181); dies sein letztes Wort bezieht er aber nicht auf die Kirche, sondern, wie bis zum Ende des Romans hartnäckig versichert wird, — auf Stephana (I 335; II 287; III 700): diese Heilige werde Steyr erretten. Als sie am Pranger steht, meint Heinrich fast Christus selber am Kreuze zu sehen (I 457), und als er sie befreit und zu ihrer Mutter führt, sagt die Dichterin, „daß in Wahrheit Engel des Himmels ihn umschwebten und vor der anbetungswürdigen Last, die sein Arm trug, ihre Häupter neigten“ (I 462)! Im Zusammenhang des Buches wirken diese Ausdrücke zwar nicht ganz so grell wie hier, aber weniger Übertreibung hätte doch wohl mehr Teilnahme geweckt.

Höchste Steigerung aller Stimmungsmittel kennzeichnet das ganze Werk. Die Schönheit des Richters ist düster, die Stephanas anmutig, die Heinrichs geschmeidig, aber jede ist in ihrer Art so unerhört vollkommen wie der Stahl der Steyrer Waffen oder die Tapferkeit der Steyrer Schützen. Die beliebteste

Bezeichnung für diese Schützen ist „Mordskerls“, der einzig mögliche Name für Heinrichs Pferd „Satan“. Der Pranger, der nach dem Zeugnis des Weibels „noch keinen umgebracht hat“ (II 42), kostet Stephana beinahe das Leben, obwohl sie ihn „ja kaum ein Stund“ ausstand. Die tränenfelige Kaiserin ist so zart, daß sie fast zerbricht (I 22 27; III 273 275 297). Geradezu fassungslos steht das Mitleid der Dichterin vor jedem Schmerz.

Dabei gewahrt man allenthalben eine ausgesprochen theatrale Berechnung. Die Sonne scheint genau zur günstigen Zeit ins Zimmer (I 202), steht hinter Stephanas Haupt wie ein Heiligenschein (I 219), schießt ihr purpurne Rosen ins Haar (III 120), spinnt um ihren Scheitel eine Krone von Gold (III 378). Die Vögel singen und schweigen pünktlich nach Wunsch (II 275; III 46 473). Als die heilige Stephana bei Albert beichtet, muß es gerade zum Sanctus läuten (I 141); als sie zu ihm in die Sakristei kommt, muß er in seinem Buch gerade auf eine Hymne zur hl. Agnes gestoßen sein (I 216). Bei einem ungerechten Todesurteil bebt die Erde (II 131), beim Nahen der Pest erscheint ein Komet (I 311). Die Verurteilung der reinen Stephana soll als himmelschreiender Frevel wirken, also muß zufällig in derselben Gerichtssitzung eine leichtsinnige Kindsmörderin freigesprochen werden. Der Pestbote soll einen möglichst unheimlichen Eindruck machen, also muß er zufällig in dem „Augenblick“ eintreffen, wo „ein strahlendes Weib zwischen dem jungen Landknecht und dem mächtigen Patrizius toll jauchzend“ tanzt (I 281). Die Aufnahme Heinrichs in die katholische Kirche soll den Zerfall der protestantischen Herrschaft in Steyr versinnbilden, also darf unten im Rathaus nur gerade das Zimmer offen sein, in dem die neuen Geräte für den evangelischen Gottesdienst aufgestapelt sind, damit der Verwundete dort, auf ein paar Lutherröcke gebettet, zu Füßen des Abendmahlsbildes, dessen Christus den Kopf des Richters Händel trägt, der Lehre Luthers und dem Glauben seines Vaters entsage (III 660 f.). An der Bahre Stephanas bekommt Albert, gerade als ihm der Mönch Melchior den Speisekelch reicht, damit er ihn feierlich in die Pfarrkirche zurücktrage, einen Schwächeanfall. Der darf nur ganz kurz sein, sonst wäre der Schluß des Romans verdorben; aber fehlen darf er nicht. Denn Albert muß noch einmal Gelegenheit haben, um Stephanas willen die kirchlichen Vorschriften außer acht zu lassen und den Kelch nicht Melchior zu übergeben, sondern, „wie in alter Zeit die Katakombenpriester taten“, auf dem offenen Sarge niederzulegen, „auf dem Herzen der heiligen entschlummerten Jesusbraut“ (III 702)!

Nun ist allerdings nicht zu leugnen, daß eine solche Aufmachung — die Übertreibungen mit einbegriffen — dem barocken Geschmack der dargestellten Zeit entspricht. Vielleicht läßt sie sich von diesem Standpunkt aus künstlerisch ebenso bewerten wie die buntschneidige Sprache. Da wirbeln stellenweise Latein, Griechisch, Italienisch, Französisch, Spanisch, Ungarisch usw. derart durcheinander, daß man erstaunt ist, den Dragoman (III 278) nicht arabisch sprechen zu hören. In das Deutsch hat die Dichterin überall mit bekannter Meisterschaft die Formen des 17. Jahrhunderts verwoben, freilich ohne ängstliche Genauigkeit, wie beispielsweise ein merkwürdiges Versehen zeigt, daß ihr bei dem Brief Händels an

Madlseder unterlaufen ist. Händel schreibt: „waß er mier in Merz in Zwayen gesagt, betreff jene Persohn, da bin ich Eines Sinnes mit ihm worden. Nehmlich ich bin vberzeuget, daß sie aine Meze ist“ (III 326). Heinrich nimmt diesen Brief aus Madlseders Hand und liest: „Was ihr mir im merz in Zwayen gesagt, dessen bin ich jezt vberzeuget, nemlich jene Persohn ist wirklich aine Meze“ (III 416). Zuletzt läßt Händel sich den Brief bringen und liest: „Was Ihr mir im März in zweien gesagt von Stephana und dem Mönch. . .“ (III 600). Dieses kleine Beispiel kennzeichnet hübsch die ziemlich große Freiheit, die sich die Dichterin allenthalben in der Schreibweise wie in den Wortformen und in der bald reichlicheren bald spärlicheren Verwendung alten oder dialektischen Sprachgutes gestattet.

Bekanntlich ist es heute nicht mehr nötig, den lange verborgen gebliebenen Kunstwert des Barocks nachzuweisen. Enrika v. Handel-Mazzetti hat ihren Roman ganz in den kraftstrotzenden, ruhigen Maß abholden und daher auch oft derben Geist einer barocken Zeit getaucht. Deshalb kann ihre Darstellungsweise das heutige Empfinden nicht voll ansprechen. Und doch schimmert auch für uns diese Formgebung über und über von Schönheit. Der Jubel bei der Wahl Handels (I 79 ff), der Aufruhr Zellers (II 99 ff), die Auseinandersetzung zwischen dem Richter und seinem Sohn in der Wiener Hofburg (III 311 ff), der Auszug des Allerheiligsten aus der Pfarrkirche (I 335 ff), die Karfreitagsstimmung des gefangenen Albert (II 287 ff), Stephana und Heinrich am Frühlingstag im Garten (III 36 ff), die Wohnung des Henters (II 65 ff), die Apotheke (II 332), das Landhaus der siebenbürgischen Prinzessin (III 249 ff) — das alles und vieles andere sind leuchtende Beweise einer Gestaltungskraft, die im Starken wie im Zarten fast alles vermag. Jugendliche Leser haben allerdings nicht ohne weiteres die geistliche und sittliche Reife, die ein solcher Stoff in solcher Darstellung trotz der Zurückhaltung, die sich die Dichterin auferlegt hat, immer noch verlangt.

Und so ergibt sich als Gesamteindruck, daß der Roman in einer durch Charaktere voll starken Lebens folgerichtig bewegten, breit und bunt hinströmenden Handlung die innere Größe der katholischen Kirche überwältigend darstellt. Licht und Schatten werden zwischen den streitenden Parteien so geschichtlich treu und so menschlich wahr verteilt, daß von einer unkünstlerischen Tendenz nicht gesprochen werden kann. Dennoch verrät die wärmere Teilnahme für die katholische Sache deutlich den religiösen Standpunkt der Dichterin. Das ist ebenso selbstverständlich, wie die umgekehrte Erscheinung es wäre, wenn eine Protestantin das Werk geschrieben hätte. Völlige „Unparteilichkeit“ ist in solchen Fällen psychologisch unmöglich, bis zu einem gewissen Grade sogar würdelos und unsittlich, also keine Forderung der Kunst.

Jakob Overmans S. J.